Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 9

Artikel: Minister Stuckis Reise zum Marquis
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667286

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Minister Stuckis Reise zum Maquis

Minister Walter Stucki hat soeben in einem hochinteressanten Buche „Von Pétain zur vierten Republik" über die Geschehnisse in Vichy während des Krieges Rechenschaft gegeben. Aus dem spannenden Werk, das auch eine Schilderung von Pétains Verhaftung durch die Deutschen enthält, veröffentlichen wir mit Genehmigung des Verlages Herbert Lang & Cie., Bern, einen Abschnitt über die Reise des Schweizer Gesandten ins Hauptquartier des Maquis am 22. August 1944.

Kurz vor Riom gewinnen wir wieder die Hauptstraße. Mitten im Städtchen stehen wir plötzlich einer starken deutschen Sperre gegenüber. Sofort werden die Maschinengewehre auf uns gerichtet. Ich steige aus und sage in ruhig, väterlichem Ton: „Na, na, nur nicht gleich schießen." Außerordentlich aufgeregt brüllt mich der nächste Soldat auf zwei Meter Distanz, seine Maschinenpistole schußbereit auf mich gerichtet, an, ich hätte zu schweigen und die Hände hochzuhalten. Immer noch sehr ruhig sage ich ihm, ich sei der schweizerische Gesandte, ließe nicht in einem solchen Ton mit mir sprechen und lehne es ab, wie ein Verbrecher die Hände zu heben. Noch aufgeregter kommt er ganz auf mich zu und will mich auf Waffen durchsuchen. Ich halte in letzter Zeit schon manche Sperre passiert, wurde immer höflich behandelt, ohne je durchsucht zu werden. Diese Möglichkeit hatte ich leider nicht vorgesehen. Eine Blutwelle steigt mir in den Kopf und ich bin drauf und dran, dem Unverschämten die Hand ins Gesicht zu schlagen. Er hätte mich selbstverständlich sofort erschossen. Der Bruchteil einer Sekunde, wo jede Ueberlegung unmöglich ist und nur die automatische Reaktion spielt, ist entscheidend für die Vermeidung eines Dramas. Ich finde meine Selbstbeherrschung zurück und lasse mich, den Lauf verschiedener Maschinenpistolen ständig direkt an meinem Körper, wie ein Schwerverbrecher eine Treppe hinauftreiben in ein Lokal, wo sich ein deutscher Unteroffizier mit fünf Mann, alle mit den Waffen in der Hand, befinden. Sie hatten den Vorgang auf der Straße beobachtet. Da ich Zeit zum Ueberlegen gehabt hatte, so begrüßte ich die Leute ganz ruhig und höflich und zünde mir zunächst eine Zigarette an. Dann sage ich, ich hätte einen geladenen Revolver in der Tasche, sie möchten nicht erschrecken, wenn ich ihn nun herausziehe und auf den Tisch lege. Ich tue dies, es wirkt sichtlich sehr beruhigend. Hierauf weise ich meinen Waffenschein und die übrigen Papiere vor. Nach eingehender Prüfung erklärt der Unteroffizier, es sei alles in Ordnung und ich könne weiterfahren. Ich antworte, daß für mich keineswegs alles in Ordnung sei, daß ich mich nicht so behandeln ließe und verlange, daß man sich entschuldige und bedanke. Ich lege kurz den uralten, von allen Ländern geheiligte Brauch dar, daß die Person eines bevollmächtigten Gesandten unter allen Umständen unverletzlich ist und niemals berührt werden darf. Ich hätte den durch die körperliche Durchsuchung meinem Lande angetanen Schimpf unverzüglich mit einem Schlag ins Gesicht beantworten müssen und dann wäre morgen in den Zeitungen der ganzen Welt gestanden, der schweizerische Gesandte sei unmittelbar neben der Flagge seines Landes von der Wehrmacht erschossen worden. Die Herren möchten sich einen Moment überlegen, welche Situation hieraus für Deutschland und für sie entstanden wäre. Die Ermordung eines Gesandten hätte schon oft zum Kriege geführt. Die schweizerische Armee wäre begeistert, einen Grund zu haben, um ihren Gefühlen gegen den Nazismus Ausdruck zu geben. In diesem Falle wären die Alliierten, die bekanntlich gestern den Genfersee erreicht haben, durch die Schweiz in das ungeschützte Süddeutschland eingedrungen und der Krieg wäre aus gewesen. Diese natürlich sehr diskutierbaren Darlegungen machen einen ungeheuren Eindruck und der Unteroffizier entschuldigte sich nachdrücklich und sagt, daß ich ihre Aufregung begreifen müsse, weil gestern abend an der gleichen Stelle ein großer Lastwagen mit einer Fahne des Roten Kreuzes vorbeigefahren sei. Plötzlich sei aus dem Wagen heraus eine Salve auf den deutschen Posten abgegeben worden und man hätte fünf deutsche Soldaten getötet. Der Posten unten habe offensichtlich meine Schweizer Fahne mit

der Fahne des Roten Kreuzes verwechselt und geglaubt, es wieder mit solchen Banditen zu tun zu haben. Ich danke ihm für seine Mitteilung und erkläre, daß ich dies selbstverständlich nicht hätte wissen können und unter diesen Umständen darauf verzichte, scharfe Strafmaßnahmen zu verlangen. Den deutschen General in Clermont-Ferrand, den ich besuchen wolle, würde ich allerdings orientieren. Der Mann unten entschuldigt sich ebenfalls, und wir fahren schließlich ungestört weiter.

9.30 Uhr: Ankunft in Clermont-Ferrand, wo ich mich beim Hauptverbindungsstab 588 melde und den kommandierenden General zu sprechen wünsche. Nach summarischer Prüfung meiner Ausweise führt man mich ins Vorzimmer und bittet um alle meine Papiere. Ich lege vor: meinen Paß, einen frühern militärischen Geleitschein des Generals von Neubronn und den Brief Struves, der mich um den Schutz der deutschen Interessen bittet. Nach sorgfältiger Prüfung dieser Ausweise fragt mich der Offizier plötzlich: „Sind Sie etwa der Stucki von den Wirtschaftsverhandlungen?" Als ich bejahe, wird der Ton freundlicher, und ich werde zum General geführt, der mich in Gegenwart seines Stabschefs empfängt. Gemäß meinem reiflich ausgedachten Plan sage ich ihm sehr höflich und ruhig: „Herr General, ich wünsche ins Hauptquartier der FFI zu fahren und, was Sie noch mehr verwundern wird, ich bitte Sie dafür um Ihren Beistand." Ich habe selten in meinem Leben zwei erstauntere Gesichter gesehen als die der beiden deutschen Offiziere. Sie glaubten ganz offensichtlich, einen dem Irrenhaus entsprungenen Narren vor sich zu haben. Lächelnd sage ich, daß ich ihre Ueberraschung sehr wohl verstehen könne und zur Aufklärung bereit sei. Ich führe aus: „Wie Sie sehen, hat mir General von Neubronn für die Rückreise meiner gesamten Gesandtschaft einen militärischen Passierschein ausgestellt. Es ist nun aber ein offenes Geheimnis, daß sich auf der Strecke Vichy-Genf nicht nur deutsche Kräfte, sondern auch solche des „Maquis" befinden. Ich kann und will mein Gesandtschaftspersonal nicht einem Abenteuer aussetzen. Ich muß mich den Tatsachen beugen und eben auch von dieser Seite einen Passierschein haben. Nach meinen Erkundigungen befindet sich die nächste zuständige Stelle südlich von Clermont-Ferrand in den Bergen. Ich habe mich eben entschlossen, in die Höhle des Löwen zu gehen und mit den Herren selber zu sprechen. Das ist der erste Grund, für mich der wichtigste. Dazu kommt aber ein zweiter: Am Sonntag haben die Chefs der diplomatischen Missionen in Vichy beschlossen, mich zu bitten, sich ihrer anzunehmen und die gemeinsamen Interessen des diplomatischen Korps zu verteidigen. Seine Lage ist ja in der Tat seit Sonntag wirklich einzigartig, indem kein Staatschef und kein Regierungschef mehr vorhanden ist. Es ist möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß schon in relativ kurzer Zeit die FFI in Vichy erscheinen werden. Da es sich bei ihnen wohl um unerfahrene und mit internationalen Gebräuchen nicht vertraute Leute handelt, so besteht die Gefahr, daß dem diplomatischen Korps eine unzulässige und in ihren Folgen schwerwiegende Behandlung zuteil werden könnte. Ganz besonders sind gefährdet die Diplomaten derjenigen Staaten, die mit Deutschland verbündet sind oder sonst auf seiner Seite stehen, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Finnland. Es scheint mir, daß auch ein deutsches Interesse besteht, daß diese Diplomaten nicht ungebührlich behandelt werden. Ich möchte versuchen, den Leuten da oben klar zu machen, daß dies von ihrem Standpunkte aus ein großer Fehler wäre. Diese Diplomaten werden Zeugen der Ereignisse sein. Erfolgt der Eintritt des „Maquis" in Vichy in guter Ordnung und führen sie sich gut auf, so ist das eine gewaltige Propaganda für die Sache des Generals de Gaulle, eine Propaganda, die über die vierzehn in Vichy vertretenen Länder geht. Im gegenteiligen Falle wird, wieder auf dem gleichen Wege, eine außerordentlich ungünstige Wirkung für die Sache der FFI ausgeübt werden. Ich traue mir zu, dies den Herren beizubringen."

Die Diskussion, die im Anfang recht frostig war, erwärmt sich und schließlich bin ich so weit, daß der General mir einen Passierschein ausstellt, der so weit geht, alle deutschen militärischen Stellen anzuweisen, mir gegebenenfalls

Hilfe und Beistand zu leisten, damit ich das Hauptquartier des Todfeines besuchen kann! Ich hatte diesen Schein ganz besonders unter Hinweis auf das äußerst gefährliche Erlebnis von Riom gefordert. Der General entschuldigte sich hiefür, entschuldigte aber gleichzeitig seine Leute unter Hinweis auf die überspannten Nerven.

Am Schluß der Unteredung sagte er: „Sie haben nun Ihren deutschen Ausweis. Als Kamerad möchte ich Ihnen, nachdem ich nun jahrelang im Kampfe mit diesen Banden des ‚Maquis' stehe, sagen, daß Sie voraussichtlich heute abend nicht mehr unter den Lebenden weilen werden. Sie laufen in eine Falle. Wenn Sie sehr Glück haben, nimmt man Ihnen nur Ihren schönen Mercedes-Wagen und Sie können zu Fuß heimkehren." Ich erwidere lächelnd, daß ich eben bereit sei, gewisse Risiken einzugehen.

Die Insel Malta — ein Erlebnis!

Eindrücke aus einer Märcheninsel.

Es gibt wenige Landschaften, die so harmonisch sind wie jene, die man bei der Ankunft auf der Insel Malta wahrnimmt. Man stelle sich einen großen Hafen vor, einen indigoblauen Golf, der von einem Panorama vergoldeter Felsen umschlossen ist. Zuerst glaubt man, daß diese Felsen ganz kahl sind. Beim Näherkommen bemerkt man mit Staunen die dicht aneinander gedrängten zahllosen Häuser, die den Eindruck erwecken, als wären sie direkt in den Felsen gehauen. Sie folgen den Konturen und Abhängen, und endlich erkennt man, daß diese Felsen so bevölkert sind, wie keine Felsen der Welt. Auch die Meeresbucht ist so belebt wie die Steinarena, die sie umgibt. Unzählige Fahrzeuge und Schiffe gleiten majestätisch über das unnachahmliche Blau des Meeres. Man bemerkt auch viele kleine Gondeln und mit ihnen zugleich zum erstenmal die Bewohner von Malta. Sehr lebendige, temperamentvolle Gesichter, die von kohlschwarzen Haaren umrahmt sind. Große, dunkle Augen blicken den Ankömmlig fragend an; das sind die Vogelhändler, Gepäckträger und Seetaucher mit ihren nackten, glänzenden Körpern, die von Kraft und Lebensfreude zu strotzen scheinen.

Man besucht gerne die friedlichen Winkel und Ecken, wo der Hafen einen Bogen macht und ein ruhiges Stück Meer abtrennt, das von einem weißen Kiesstrand eingerahmt ist. Malta ist eine traumhafte, eine glückselige Insel, obwohl sie den Einwohnern nicht viel Wohlstand bietet. Die Malteser sind ein Hirtenvolk, und nirgends auf der Welt sieht man so viele Ziegen wie auf dieser einzigartigen Insel. Eine Stunde später erblickt man die Hauptstadt La Valetta. Wer die Seele dieser geräuschlosen Stadt kennen lernen will, wandert durch die Strada Reale. La Valetta ist die Stadt des Friedens. Nicht etwa, daß es hier keine Bewegung gäbe; aber die Weitläufigkeit der Stadtanlage, die Gärten, die Buchten, die zahllosen grünen Plätze saugen den Lärm des Verkehrs auf und verbergen in einem Meer von Grün die eigenartige Stadt. In dieser Stadt gibt es keine Hast. Hier herrscht ein anderer Zeitbegriff, ein anderer Lebensrhythmus, der zwar tätig und energisch ist, aber den schönen Dingen dieser Welt ihren Wert läßt. In der Strada Reale wechseln die Paläste mit den Geschäftshäusern ab. Die Paläste sind in einem sehr edlen, nicht protzigen Stil erbaut. Gläubigkeit und Heldentum atmet aus dieser mit Wappen und lateinischen Inschriften versehenen Architektur. Geschäftsläden, Warenhäuser, Kinos, Kaffeehäuser, sind ebenso zahlreich wie die verschiedenen Typen der Malteser, die schweigend vorüberziehen. Die flachen Dächer der kleinen Häuser werden als Terrassen benützt. Häuser mit Relief-Fassaden zeigen geschlossene Balkone, die grün gestrichen sind und ein wenig an die türkischen Bauarten erinnern.

Wenn die Nacht hereinbricht, dann beginnt die Strada Reale sich mit einer bunten Menge zu beleben. Die frische Nachtluft und die romantische Beleuchtung locken förmlich die Menschen zu Spaziergängen, zu Vergnügungen. In den Kaffeehäusern gibt es Musik und Tanz, und dennoch scheint die Stadt friedlich zu schlafen. Nach dem Königspalast versinkt diese Straße in